

2 Forschungsthema

»Entdeckungen mit Unlust machen zu wollen, macht sie von vornherein unmöglich« – ich nahm mir diesen klugen Satz von Christina Thürmer-Rohr (1989: 20) zu Herzen und entschied mich, die Irrwege, Sackgassen und die von mir unlustig empfundenen Pfade als wichtige Umwege zu verstehen und mich auf das zu konzentrieren, worauf ich tatsächlich »Lust und Neugierde« (ebd.) hatte, nämlich auf »den Schritt davor«: auf das Erleben des Verlustes. Dies bedeutete nicht, den Forschungsgegenstand auszutauschen, sondern lediglich meinen Fokus zu verschieben. Und zwar erst einmal weg von den Prothesen, dem Militärischen und der medizinischen Fachwelt; weg also von der Analyse eines *Doing Sex* durch medizintechnologische Wiederherstellungspraktiken und hin zum Verlusterleben der Betroffenen – zum *Losing Sex*. Meine Forschungsfragen lauteten demnach:

Wie erleben cis Männer einen materiellen und/oder funktionellen Verlust ihrer Genitalien? Wie werden dadurch ihr Selbstbild und ihr (Sexual-)Leben beeinflusst? Was wird betrauert? Welchen Umgang finden sie? Und darüber vermittelt: Kommt es zu einer Überarbeitung des an einen Penis und Potenz gebundenen Männlichkeitskonzeptes hin zu einer Männlichkeitsvorstellung fernab von Penis, Hoden und/oder Potenz?

Meine ursprüngliche Annahme, dass es bei der Verwendung medizintechnologischer Wiederherstellungspraktiken immer auch um die Rekonstruktion einer männlichen (Körper-)Norm geht, wird dabei nicht fallengelassen. Aber der Fokus der Untersuchung verschiebt sich von der Wiederherstellung von cismännlichen Geschlechtskörpern hin zu dem ebenso verschwiegenen wie schweisgsamen Verlust des Penis als »sicherheitsversprechende[m] unsichtbare[m] Knotenpunkt unserer geschlechtlichen und sexuellen Identität« (Hoenes 2016: 104). In dieser Fokusverschiebung ersetzt die Leerstelle (der Verlust) thematisch also die Prothese, und nicht umgekehrt.

2.1 Warum der verletzte cismännliche Geschlechtskörper?

Den Begriff des Geschlechtskörpers entlehne ich Paula-Irene Villa und ihrer Monographie *Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper* (2001). Darin schreibt sie, der Körper sei der Ort, »in dem sich soziale Strukturen materialisieren, das heißt, ihre Faktizität entfalten und für Subjekte im wahrsten Sinne des Wortes spürbar werden« (Villa 2001: 14). Der Körper funktioniere also als »Scharnier von Struktur und Subjekt« (ebd.: 51). Ich verstehe demnach auch den Geschlechtskörper als einen, der in und zugleich durch die sozial konstruierte Struktur der Zweigeschlechtlichkeit entsteht, sich in ihr verorten und zurechtfinden muss (oder eben nicht) und auf diese zurückwirkt. Dadurch wird er nicht als »biologisches Rohmaterial« (ebd.: 55) inszeniert, das die Geschlechtssubjektivation monodirektional formt. Vielmehr wirkt er in Form von sinnlicher und alltäglicher Erfahrung auf uns als Subjekte und somit auf uns als vergeschlechtlichte Subjekte.

Aushandlungen über den Geschlechtskörper verorten sich im größeren Kontext der Debatte um das Verhältnis von *sex* zu *gender*. Ohne mich an dieser Stelle in den Tiefen derselben zu verlieren, möchte ich es bezüglich der Beziehung zwischen *sex* und *gender* mit der (versöhnlichen) Metapher des Möbiusbandes halten.¹ Mit Rückgriff auf Lacan hat die Philosophin Elisabeth Grosz mit ihrer 1994 erschienen Monographie *Volatile Bodies: Toward a Corporeal Feminism* das Möbiusband als Metapher erstmals ins feministische Denken eingebracht. Ihrer Meinung nach habe die feministische Theoriebildung Grundsätze und Annahmen insbesondere in Bezug auf die Rolle des Körpers zu unkritisch von der westlichen Philosophie übernommen und somit auch das dualistische Verständnis der Trennung von Körper und Geist nicht in Frage gestellt (Grosz 1994: 3). Dies hätte dazu geführt, dass der Körper ein »conceptual blind spot« (ebd.) geblieben sei. Für ein Umdenken (»rethinking«) des Körper-Geist-Verhältnisses schlägt sie das Möbiusband als Metapher vor. Die Biowissenschaftlerin und Geschlechtertheoretikerin Anne Fausto-Sterling hat diese Metapher übernommen und in *Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality* (2000) explizit auf das Verhältnis von *sex* und *gender* angewendet. Dadurch entsteht

»eine nichtorientierbare Denkbewegung, ein Pendeln, eine Vermittlung zwischen der Vergeschlechtlichung des Körpers und der Verkörperung von Geschlecht, die es unmöglich macht, eine Vorgängigkeit oder Vorrangigkeit einer der beiden

1 Das Möbiusband ist eine geometrische Figur, die sich leicht nachbauen lässt: Ein Papierstreifen wird an seinen beiden Enden wie zu einem Ring zusammengeklebt, eines der Enden wird vorher jedoch um 180° gedreht, sodass eine Schleife entsteht. Beginnt man nun gedanklich oder mit einem Stift auf dem Band entlangzufahren, wird schnell deutlich, dass es sich um eine Endlosschleife handelt, auf der es weder ein Ende noch voneinander getrennte Innen- und Außenseiten gibt. Mathematisch gesehen ist aus den zwei Flächen mit zwei Kanten eine nicht mehr orientierbare Figur mit nur einer Fläche und einer Kante geworden.

Komponenten zu postulieren. Sex und Gender verschränken sich in dieser Perspektive zu einem System, in dem beide gegenseitig aufeinander einwirken – wird eines verändert, verändert sich auch das andere« (Gregor 2017: 75).²

In Bezug auf die Rolle des Körpers in geschlechtertheoretischen Forschungsarbeiten meint Villa (2001: 17): »Die sinnlichen, ›fleischlichen‹, emotionalen Aspekte des Körper-Seins und Körper-Habens, die im Alltagsleben aller Individuen eine prominente Rolle spielen, kommen weder in der diskurstheoretischen noch in der ethnomethodologischen Analyse vor.« Im Kapitel zu »Geschlechtskörper und leibliches Empfinden« setzt sie sich kritisch mit den geschlechtertheoretischen Arbeiten Gesa Lindemanns, vor allem mit deren Ausführungen in *Das paradoxe Geschlecht* auseinander. Während Villa (2001: 200) Lindemanns Differenzierung zwischen Leib und Körper wohlwollend aufgreift und die daraus folgende Verortung in der ›sex-gender-Debatte‹ produktiv weiterdenken will, widerspricht sie aber Lindemanns Postulat, dass »dem Penis eine besondere Bedeutung als geschlechtlich signifikante Körperform« zukomme, da er eine »besonders starke leibliche Wirkung« besitze. Es sei, so Villa (2011: 202), nicht der Penis selbst, der »vermännlichend« wirke, sondern »die im Kontext von Heteronormativität eingelassenen Macht- und Überlegenheitspositionen, die leiblich durch Penetration/Penetriert-werden vermittelt werden«. Was also ist die Bedeutung des Penis? Gildemeister und Wetterer (1992: 233f.) verstehen in Bezug auf die Studie von Kessler und McKenna (1978) den Penis als »das ausschlaggebende Merkmal für ›Geschlecht‹«, denn in der sozialen Konstruktion von Geschlecht sei ›männlich‹ die »primäre Konstruktion«. Sie bringen dies überspitzt auf die Formel: »Penis ist gleich männlich, Vagina aber nicht gleich weiblich. Es gibt keine positiven Merkmale, deren *Fehlen* zur Einstufung als Nicht-Frau, also als Mann führen würde« (ebd.). Das Paradoxe daran sei, dass die Genitalien im Alltag jedoch so gut wie nie sichtbar sind. Es handele sich also um »kulturelle Genitalien«.

Diese geschlechtertheoretischen Debatten zum Geschlechtskörper sind als theoretischer Unterbau für meine Arbeit durchaus von Relevanz. Sie können aber nur bedingt Auskunft über die konkrete Erfahrung geben, was passiert, wenn der cis Geschlechtskörper als ›Scharnier zwischen Struktur und Subjekt‹ verletzt und verändert wird, wenn die eigenen ›kulturellen Genitalien‹ fehlen.

In Bezug auf die sogenannte Agnes-Studie³ bezeichnen Gildemeister und Wetterer (1992: 233) Garfinkels Vorgehen – nämlich »etwas über die Konstruktionsweise

2 Für einen weiteren, aus den Masculinity Studies entstandenen, meiner Meinung nach bisher aber zu wenig ausgearbeiteten Vorschlag zum Verhältnis von *sex* und *gender* siehe das Konzept des *gex* von Hearn (2012).

3 Eine ethnomethodologische Untersuchung, für die Garfinkel die trans Frau Agnes über einen längeren Zeitraum interviewte, um so die alltäglichen und interaktiven Praktiken zu analysieren, mittels derer Geschlecht her- und dargestellt wird. Siehe: Garfinkel (1967).

von Normalität zu erfahren, indem er studiert, was geschieht, wenn eben diese Normalität verletzt wird« – als ein »äußerst fruchtbare[s] Prinzip«. Bis heute analysieren Gender und Queer Studies (Hetero- und andere) Normativitäten häufig, indem sie »das Abweichende«, »das Andere«, Minderheiten und Marginalisierte beforschen – und damit das, was als geschlechtlich markiert ist. Mein eigenes Projekt nimmt diesbezüglich eine Zwischenposition ein: Einerseits möchte ich den Blick dezidiert nicht auf den transgeschlechtlichen Körper, den cisweiblichen Körper, den homosexuellen Körper, also auf »das Andere« richten. Stattdessen rücke ich den cismännlichen Körper als »quasi geschlechtslose[n] Normkörper« (Wöllmann 2005: 140) selbst in den Fokus. Andererseits schaue ich aber auch hier, was geschieht, wenn eben diese Normalität erschüttert wird. Denn durch die Verletzungen und Amputationen weichen meine Interviewpartner von der Norm cismännlicher Geschlechtskörper ab.

Dabei wäre es aber ein Missverständnis, sich »die Norm« und »die Abweichung« in einem dichotomen Verhältnis vorzustellen. Vielmehr ließe sich diese Beziehung mit dem Bild eines Sonnensystems begreifen: »Die Norm« ist der eigentlich unerreichbare Mittelpunkt, um den die verschiedenen Positionierungen, Verkörperungen, Identitäten kreisen – wohlgemerkt in unterschiedlichem Abstand und nicht unbedingt auf festen Bahnen. Für alle aber bedeutet es Arbeit, innerhalb dieses Sonnensystems, also im Anziehungsradius des Mittelpunktes (»der Norm«) zu bleiben – für einige mehr, für andere weniger. Und es ist diese Arbeit in Form sich wiederholender sozialer Praktiken, durch die die Norm stabilisiert und reproduziert wird: Nach Butler sind Normen keine festen und unveränderlichen Regeln, sondern soziale Konstrukte, die beständig performativ hergestellt werden – und dadurch auch veränderbar sind. In diesem Bild bleibend: Mich interessieren also die (Himmels-)Körper, deren (qua ihrer hier *geschlechtlichen* Positionierung) geringer Umlaufradius erschüttert wurde und sich schlagartig vergrößert hat. Was passiert, wenn cis Männer Genitalverletzungen oder -amputationen erfahren? Müssen sie sich neu verorten, ihre Umlaufbahn austarieren? »To turn the gaze onto the male, when this is not a matter of staring at a clothed and triumphant hero, is a subversive project« (Hall 1991: 11), hieß es im Eingangszitat für diesen Teil I. Indem dieses Buch den Blick auf den cismännlichen Körper richtet, bleibt dieser – mit Haraway gesprochen – als hegemoniale Position nicht »unmarkiert«.

2.2 Der Forschungs(lücken)stand

Im vorhergegangenen Kapitel zu den Suchbewegungen habe ich einige Kontexte beleuchtet, in denen cismännliche Genitalverletzungen eine Rolle spielen und damit bereits einen Überblick über einschlägige Forschungsliteratur gegeben. Darüber hinaus ist mir aber keine umfassendere Arbeit – überhaupt und vor allem im

Bereich der soziologischen, qualitativ-empirischen Gender Studies – bekannt, die die Frage nach dem Erleben cismännlicher Genitalverletzungen oder -amputationen aus Sicht der Betroffenen zum Gegenstand hat. Der Forschungsstand bleibt demnach ein Abgrasen der interdisziplinären Ränder, über die ich im Folgenden zur wissenschaftlichen Einordnung der Thematik einen kurzen Überblick gebe. Dabei lote ich das Dreieck aus den soziologischen Gender Studies, den Disability Studies und der kritischen Männlichkeitenforschung aus.

Im Bereich der soziologisch und geschlechtertheoretisch informierten qualitativen Forschungen gibt es einige Arbeiten zu Verletzungen und Amputationen des cisweiblichen Geschlechtskörpers: zum Beispiel die Monographie *Brustkrebs. Der Diagnoseprozess und die laute Sprachlosigkeit der Medizin. Eine soziologische Untersuchung* von Silke Kirschning (2001), die Dissertation von Sara Marquard (2022) *Gezeichnet sein: Fortgeschrittener Brustkrebs und Körpererleben: Zur Bedeutung körperlicher Veränderungen und leiblichen Erlebens von Frauen in der letzten Lebensphase* sowie die Arbeiten von Julia Reuter (2008) zu Brustkrebs. Auch zum Erleben von Hysterektomien gibt es vereinzelte Interviewstudien: »Als hätte ich ein Schatzkästlein verloren.«: *Hysterektomie aus der Perspektive einer feministisch-theologischen Medizinethik* (Buse 2003) oder auch: »Sie brauchen die Gebärmutter ja nicht mehr...« – *Frauen berichten über Gebärmutterentfernung und die Folgen* (Vedral 2008). Meßmer (2017: 2) nimmt in ihrer Dissertation *Überschüssiges Gewebe. Intimchirurgie zwischen Ästhetisierung und Medikalisierung* dezidiert den cis Geschlechtskörper, dessen Modifikationen und den Stellenwert der Genitalien in den Fokus. Sie attestiert dabei der ästhetisch-plastischen Chirurgie als Forschungsgegenstand in den (deutschen) Sozialwissenschaften ein Nischendasein, vor allem, wenn es um geschlechtersoziologische Fragen gehe.

Ähnliche Arbeiten zum *cismännlichen* Geschlechtskörper sind rar gesät. Jördis Grabow (2013) hat für ihre (unveröffentlichte) Bachelorarbeit Männer mit Brustkrebs interviewt und die psychosozialen Folgen für deren Geschlechtsidentität untersucht. Die Autor*innen des Sammelbands *Der Mann und die Prostata: Kulturelle, medizinische und gesellschaftliche Perspektiven* (2019) fragen mit dem letzten Kapitel: »Macht die Prostata den Mann zum Mann?« und sie wünschen sich gleichzeitig eine »Suche nach integrativeren und großzügigeren Normen dafür, was es bedeuten kann, ein Mann zu sein« (Björkman 2019b: 14). Interviewstudien konkret zum Prostatakrebs finden sich vor allem auch in der englischsprachigen soziologischen Gesundheitsforschung (siehe zum Beispiel Broom 2004; Chapple und Ziebland 2002; Oliffe 2005; Gray et al. 1997).

Da es sich bei Genitalverletzungen und -amputationen um versehrte und ggf. beeinträchtigte Körper handelt, liegt es nahe, auch die Disability Studies zu befragen. Die Forschungsliteratur in diesem Bereich lässt sich grob in zwei Stränge einteilen: einerseits Verhandlungen über Behinderung/Disability und Sexualität im Allgemeinen und andererseits der Umgang mit dem Verlust bzw. dem Fehlen von

Körperteilen oder Funktionen. In beiden Strängen fand ich jedoch keine Arbeiten zum Umgang mit dem Verlust der Genitalien. Aussagekräftig ist auch der systematische Literaturüberblick zum Thema ›Sexualität und Amputation‹, der in der Zeitschrift *Disability and Rehabilitation* erschienen ist. Die Autor*innen schreiben darin explizit, dass sie Publikationen, die sich mit der Amputation von Penis und Brüsten befassen, nicht berücksichtigt haben (Geertzen et al. 2009: 523).

Auf der 10th *European Feminist Research Conference* hinterfragte Alexandre Baril (2018) in seiner Keynote »Crippling Trans* Studies and Transing Crip Studies: Transness and Disability« die Trennung von Trans* und Disability Studies und plädierte dafür, deren Überschneidungen anzuerkennen. Er bemerkte, dass sich die Disability Studies anscheinend in dem Moment, in dem es um Genitalien geht, nicht mehr verantwortlich fühlten und das Thema gern an die Trans*, Gender oder Sexuality Studies »abschoben«. Die Ergebnisse meiner Recherchen bestätigen dies. Auch Anfragen per E-Mail an Forscher*innen der Disability Studies brachten keine konkreten Ergebnisse.

Im Vorwort zum Sammelband *Phallacies: Historical Intersections of Disability and Masculinity* (Brian und Trent 2017: xii) schreiben die Herausgebenden: »Masculinity studies [...] have emphasized ›ordinary men‹ by deconstructing their ordinariness whereas disability studies have emphasized ›atypical‹ people by deconstructing their difference«. Die Überschneidung beider Perspektiven sei bisher jedoch ausgeblieben. Ausführlicher diskutieren dieses Verhältnis Shuttleworth et al. (2012: 179) in ihrem Artikel »The Dilemma of Disabled Masculinity« und würdigen die ersten Arbeiten zu Behinderung und Männlichkeit der 1980er Jahre, welche grundlegend für soziologische Studien zu dieser Verknüpfung seien.⁴ Sie kritisieren aber, dass diese Arbeiten keine Analysen zu spezifischen Behinderungen beinhalteten und wenn, habe der Fokus auf erworbenen Querschnittslähmungen gelegen. In Forschungen jüngerer Datums, die die Verbindung von Behinderung und Männlichkeiten analysieren, spielen Sexualität und/oder Impotenz zwar eine Rolle, um Genitalamputationen geht es dabei aber nicht.

Bleibt also noch ein Blick in die kritische Männlichkeitenforschung. Sammelbände und Monographien in diesem Bereich (Gotto und Seefried 2017; Bereswill et al. 2009; Hochreiter und Stoller 2018; BauSteineMänner 2001; Horlacher et al. 2016; Martschukat und Stieglitz 2008) kreisen vor allem um die Untersuchungsfelder Krieg/Militär, Homosexualität/Homophobie, Gewalt, Jungenarbeit, Sozialisations-, psychosoziale Probleme, Erwerbsarbeit, Sport, Gesundheit und Vaterschaft/

4 Einen der ersten Texte zur Verbindung von Männlichkeit und Behinderung schrieb Harlan Hahn (1989). Davor gab es bereits mehrere Arbeiten zu »disabled women's gendered experience« (Shuttleworth et al. 2012: 176). Gleichzeitig ist zu bemerken, dass es, so Shuttleworth et al. (2012: 187), bisher wenige Forschungen zu behinderten Männlichkeiten gebe, die sich nicht auf westliche Gesellschaften beziehen.

Reproduktion – oder es handelt sich um Auseinandersetzungen mit den in der Theorie der Männlichkeiten dominanten Konzepten von Connell (2005), Bourdieu (2005) und Meuser (1998). Deren Fokus liegt auf der Herstellung und dem Erhalt von Männlichkeit sowie ihren (individuellen und gesellschaftlichen) Folgen. Anders als in meiner Arbeit erscheint der Körper dabei vor allem als funktionaler oder konstitutiv minderwertiger Komplex, selten aber als eingeschränkt, versehrt oder beschädigt. Mit der »medizinische[n] Neuerfindung des Männerkörpers« (Wöllmann 2004), der sich etablierenden Andrologie und Forschungen, die mehr und mehr den cismännlichen Körper als Reproduktionskörper in den Fokus nehmen (siehe zum Beispiel Inhorn et al. 2009), kann aber angenommen werden, dass auch die empirisch-qualitative Forschung in dem Bereich zunimmt.

Das Ergebnis meiner Suche nach einschlägiger Forschungsliteratur bzw. innerhalb meines Forschungsfokus vorgängigen Studien lässt sich auf die folgende Formel herunterbrechen: Geht es in einer Studie um das Erleben von Amputationen, geht es nicht um cismännliche Genitalien – geht es wiederum um cismännliche Genitalien, geht es nicht um deren materiellen Verlust (siehe zum Beispiel Kariotis und Allan 2017; Friedman 2003; Friedl 1998). Und geht es schließlich um (das Erleben und die Bedeutung von) Genitalien und deren potentielle Amputation, geht es dabei nicht um cis-, sondern um transgeschlechtliche Körper und Erfahrungen (Hoenes 2016). Durch den Fokus auf verletzte cismännliche Geschlechtskörper schließt dieses Buch also eine Lücke und macht es sich gleichzeitig zum Ziel, der Debatte um Männlichkeiten mit einer Perspektivverschiebung zu begegnen.

Eine letzte Beobachtung, die ich hier anführen möchte, ist, dass einige Arbeiten, die nah an meinem Forschungsfokus sind, erst während meines Forschungsprozesses erschienen sind: die bereits in den Suchbewegungen erwähnten Erfahrungsberichte im *Vice Magazine* (Hay 2020; McMahon 2017), die Monographie *Der Mann und die Prostata* (Björkman 2019a), der Überblicksartikel »Psychosoziale Auswirkungen bei Patienten mit Peniskarzinom« (Dräger et al. 2018), ferner auch *Der Penis-Komplex: Eine Analyse: biologisch, geschichtlich, psychologisch, persönlich* (Staguhn 2017). Dies zeigt: Der *quasi geschlechtslose Normkörper* wird vermehrt zum markierten Forschungsgegenstand und – metaphorisch gesprochen – das Feigenblatt wird (endlich) vom Penis genommen.



3 Forschungshaltung

Die weiter oben erwähnte Neujustierung des Forschungsfokus von der medizin-technologischen Wiederherstellung hin zum Erleben des Verlustes cismännlicher Genitalien hat den Forschungsprozess keineswegs vereinfacht. Die Beobachtung, dass sich – auch hier – der Feldeinstieg als schwierig erwies, kein gesellschaftlicher Diskurs vernehmbar und somit auch kaum ein normalisiertes Sprechen über dieses Thema möglich ist, stellte von Anfang an eine Herausforderung für mein Dis-sertationsprojekt dar. Die Frage, wie und mit welchen Methoden sich solch ein un-sichtbares, schweigsames Feld beforschen lässt, zieht sich daher durch das gesamte Buch. Die Vulnerabilität meines Feldes erforderte u.a. einen kreativen Umgang mit gängigen Forschungsinstrumenten, indem beispielsweise anonyme Chatinterviews geführt wurden.

Die Auswertung der letztlich formal wie inhaltlich sehr unterschiedlichen Inter-views, die ich mit Betroffenen führte, war eine weitere Herausforderung und führte mich ebenfalls hin zu methodischen Experimenten. So produzierte beispielsweise die Interpretation meines Materials in einer Gruppe, die mit der psychoanalytischen Methode der Tiefenhermeneutik arbeitet und durch die ich erhoffte, das Latente, das Nichtgesagte in meinen Transkripten freilegen zu können, vor allem eines: neu-es Material. Denn der Verlauf der Sitzungen führte zu Konflikten und Nachgesprä-chen, die wiederum nach einer Analyse und Interpretation verlangten.

Im Laufe des Forschungsprozesses begann eine reflexive Metaebene eine im-mer größer werdende Rolle zu spielen: Warum ist es so schwierig, über die ›verletzte Norm‹ zu forschen, zu schreiben und zu sprechen? Was tun, wenn sich das Materi-al verweigert, wenn es lieber schweigt? Die Leere, das Abwesende wird mit dieser Arbeit also im doppelten Sinne beforscht. Dadurch hat sich eine hybride Gesamt-darstellung eines bisher kaum erfassten Themas ergeben, in der die Suche und die Bewegung selbst einen der roten Fäden darstellen. Die sprachlichen Inhalte der In-terviews machen nicht das alleinige Datenmaterial aus, vielmehr betrachte ich die Interviews in ihrer Gesamtheit: die Suche nach Interviewpartnern, die holprigen Kontaktaufnahmen, die Gespräche in ihren verschiedenen Formaten, alles Gesag-te und vor allem Nichtgesagte, der E-Mail-Kontakt im Nachgang, die Analyse der Transkripte in verschiedenen methodisch geschulten Interpretationsgruppen, die